

**Anton Hügli**

***Über Dinge, die uns wichtig sind – uns solche, die uns wichtig sein müssten***

**Das Leben einer Lehrperson ist nicht eben arm an Konflikten: Konflikte mit den Schülerinnen und Schülern, mit den Kollegen, der Schulleitung, den Eltern. Aus genügend Abstand betrachtet, ist es immer dasselbe Lied: Konflikte ergeben sich daraus, dass das, was der einen Person wichtig ist, nicht dasselbe ist wie das, was eine andere Person für wichtig hält oder für wichtig glaubt halten zu müssen: für die Schülerin z.B.: lieber mit dem Tischnachbarn zu schwatzen statt auf das zu hören, was die Lehrperson sagt, für die Lehrperson: lieber den Schülerinnen und Schülern mehr Freiheit zu lassen, statt – wie die Schulleitung fordert - rigoros durchzugreifen usw. usf. Die meisten dieser Konflikte sind zufällig, es könnte sie geben oder auch nicht geben. Unvermeidbar aber und tief eingeschrieben ist der Konflikt, um den das ganze pädagogische Geschäft sich dreht: dafür zu sorgen, dass die nachrückende Generation, hoi néoi, wie die Griechen sagten, am Ende die Dinge für wichtig erachten, welche die Alten, die Generation der Erwachsenen für wichtig halten. Das Problem dabei ist natürlich dies: auch die Alten sind sich selten einig, worin dieses für alle Wichtige bestehen soll. Am Ende entscheidet zwar die Politik: Es gibt Bildungsgesetze, es gibt Lehrpläne, es gibt Schulordnungen etc.**

**Aber die Diskussion hört nicht auf. Auch und gerade für die Lehrkustdidaktik nicht: Für wenigstens 10 Prozent des Unterrichts möchte sie selbst bestimmen, was das zu lehrende Wichtige sei. Und sie hat auch eine schöne Formel dafür: sie spricht vom kulturell Passenden, von wissenschaftlich und kulturell bedeutsamen Ereignissen, die bis heute gelten – von Sternstunden der Menschheit. Aber was ist denn daran das Wichtige? Und warum müsste es auch für die nächste Generation wichtig sein? Es dürfte, so scheint mir, nicht unwichtig sein, ein wenig darüber nachzudenken, was es denn eigentlich auf sich hat mit dem Wichtigen - mit dem, was wir für wichtig halten, und dem, was tatsächlich wichtig wäre. Und dies möchte ich im Folgenden auch tun, wie im Titel meines Referats angekündigt. Ich komme dabei nicht umhin, wenn ich „wir“ sage, dieses „wir“ im weitesten Sinn zu nehmen und von „uns Menschen“ schlechthin zu sprechen, von dem, was uns als Menschen ausmacht oder von dem wir jedenfalls glauben, dass es uns als Menschen ausmache. Insofern kann mein Vortrag verstanden werden als kleiner Beitrag zur philosophischen Frage: Was ist das spezifisch Menschliche an der Art und Weise, wie uns Dinge wichtig werden? Damit Sie in etwa wissen, was auf Sie zukommt, hier in geraffter Kürze die Hauptetappen meiner Überlegungen:**

**1) Ich beginne mit dem Umstand, dass wir schon als biologische, als begehrende und bedürftige Wesen, die wir sind, nicht umhin kommen, Dinge für wichtig oder unwichtig anzusehen. 2) Das Feld des möglichen Wichtigen öffnet sich in endlose Weite, weil wir kulturelle Wesen sind, die sich eine eigene, nur ihnen zugängliche Welt schaffen. 3) Das biologisch und kulturell Wichtige ist aber immer nur bedingt wichtig - wichtig relativ zu bestimmten Zwecken - , doch für uns Menschen gibt es nicht nur bedingt, sondern auch unbedingt Wichtiges. Darin zeigt sich, dass wir nicht nur**

**kulturelle, sondern auch geistige Wesen sind – und als solche ausserhalb des Zugriffs der Pädagogen.**

### **1) Was es auf sich hat, mit uns als biologische Wesen**

**Beginnen wir mit der einfachsten Frage: Gibt es denn überhaupt etwas, das wichtig ist? Es gibt genügend Autoren, die dies bestritten haben. Zum Beispiel Camus, in seiner mancherorts zur Schullektüre gewordenen Erzählung „Der Fremde“. Sie kennen vermutlich den wohl berühmtesten Satz aus dieser Erzählung, den der wegen Mordes zu Tode verurteilte Meursault, der Hero in Camus Geschichte, in der Todeszelle dem Priester entgeschleudert, der Satz: „Rien, rien n’avait d’importance“ (Nichts, gar nichts ist von Wichtigkeit.). Welche Wirkung muss es auf einen jungen Menschen haben, wenn er diesen Satz nicht nur liest, sondern auch ernst zu nehmen versucht? Ich befürchte, er geriete in einen Zustand absoluter Verwirrung. Verwirrung Nr. 1 stellte sich ein, wenn er den Satz liest, als hätte Camus oder sein Hero eine schreckliche Entdeckung gemacht: dass selbst die Dinge, denen man bisher Wichtigkeit zugeschrieben hat, diese Eigenschaft gar nie gehabt oder inzwischen verloren haben – als wäre wichtig zu sein ein Prädikat, das gewissen Dingen ebenso anhaftet wie die Eigenschaft, durchsichtig oder farbig oder was immer zu sein. Aber trifft dies zu? Dies wäre ein grundlegendes Missverständnis. Wichtigkeit ist schlicht keine Eigenschaft von Dingen oder Sachverhalten. Mit dem Wort „wichtig“ drückt die Person, die es braucht, vielmehr die Bedeutung aus, die die betreffende Sache für sie selber hat: dass es etwas ist, um das sie sich sorgt, das sie erhalten, besitzen, haben möchte. Wer sagt, dass etwas wichtig sei, müsste darum – sofern dies im**

**Kontext nicht klar ist -, immer auch die Person hinzusetzen, für die das besagte Etwas wichtig oder nicht wichtig ist.**

**Für wen also gilt dieser Satz, dass nichts von Wichtigkeit sei? Für Camus, für Meursault? Gleichgültig, ob wir uns nun für Camus oder für Meursault entscheiden, unverzüglich stellt sich auch schon Verwirrung Nr. 2 ein: Für Camus kann der Satz nicht zutreffen, denn wenn für ihn nichts von Wichtigkeit gewesen wäre, hätte er sich wohl kaum die Mühe genommen, diese Erzählung zu schreiben, und für Meursault kann er auch nicht zutreffen. Er wird zwar als ein Mensch beschrieben, dem es gleichgültig zu sein scheint, ob seine Mutter stirbt, ob und von wem er geliebt wird oder ob er tötet oder nicht, aber die Aggressivität, mit der er seine Botschaft dem Priester an den Kopf wirft, beweist nur allzu deutlich, dass es ihm keineswegs unwichtig ist, diese seine Botschaft an den Mann zu bringen.**

**Die schlimmste Verwirrung aber, Verwirrung Nr. 3 stellt sich ein, wenn unser junge Mensch diesen Satz auf sich selber zu beziehen sucht, nicht als Zustandsbeschreibung (die ja offensichtlich nicht zutreffen kann, denn sonst hätte er es kaum auf sich genommen, Camus zu lesen, und womöglich noch auf Französisch), sondern als Aufforderung, von nun an eine ganz andere Haltung gegenüber den Dingen einzunehmen: nichts mehr für wichtig ansehen zu wollen.**

**Ein solcher Imperativ wäre ein Widerspruch in sich selbst: denn er fordert mich auf, genau das zu tun, was ich nicht tun soll: Statt nichts für wichtig zu halten, soll ich eben dieses eine für das Wichtigste ansehen: dass ich nichts mehr für wichtig halte. Dies dürfte mir aber reichlich schwer fallen. Sobald man mir den Hals zudrückt oder mich in ein Zimmer einsperrt,**

**werde ich nicht umhin kommen, meine Präferenz für das mir tatsächlich Wichtige zu bekunden. Aber es bedarf keiner solch drastischer Mittel: Wenn wir auf das achten, was in uns permanent abläuft, stellen wir fest: Wir sind immer auf etwas aus: Ich verfolge bestimmte Absichten, habe einen Vorsatz, einen Zweck vor Augen und versuche, diesen Zweck zu erreichen, indem ich irgend etwas in der äußeren Welt oder meiner inneren Welt zu verändern suche, in die Stadt zu fahren z.B., still zu sitzen, zu schreiben, etwas zu sagen, an etwas zu denken, endlich mit dem An-etwas-Denken aufzuhören etc. Dies aber setzt voraus, dass ich mich permanent leiten lasse von dem, was mir nun gerade wichtig ist. Was ist der Motor, der uns dabei antreibt? Wir brauchen nicht lange nach ihm zu suchen. Wir stecken voller Wünsche, Neigungen und Abneigungen, die uns bald dahin, bald dorthin treiben. Wo Wünsche sind, hört die Gleichgültigkeit auf. Es macht für uns einen Unterschied, die Gegenstände unserer Wünsche zu haben oder nicht zu haben. Und es sind diese Unterschiede, die für uns einen Unterschied machen und die uns darum – wichtig sind. Kurz und gut: Für begehrende und bedürftige Wesen wie wir es sind, wird es immer Wichtiges und Unwichtiges geben, zuvorderst das Lebens- und Überlebenswichtige, aber darüber hinaus auch alles, was sonst noch zum Gegenstand unserer Wünsche geworden ist. Wir sind, wenn Sie so wollen, Wesen, denen es notwendigerweise immer um wichtig und unwichtig geht. Unser wahres Problem ist darum nicht die Frage, ob es überhaupt etwas Wichtiges gibt, sondern was denn eigentlich, unter den vielen Wichtigkeiten, die es für uns gibt, das für uns Wichtigste ist.**

**Dass wir diese Frage überhaupt stellen können, hängt mit einem weiteren unserer Wesenszüge zusammen: Wir sind nicht nur bedürftige und begehrende Wesen, wir sind auch Wesen, die zusätzlich zu dem, dass sie**

**Wünsche haben, immer auch wissen, dass sie diese Wünsche haben, und die zusätzlich zu dem, dass sie gewisse Vorstellungen haben von der Welt, immer auch wissen, dass sie diese Vorstellungen haben: Wesen mit einem Bewusstsein ihrer selbst eben, mit einem begleitenden Wissen von dem, was sie erstreben, was sie glauben und was sie tun. Statt nur in die Welt zu blicken und unmittelbar auf das loszurennen, was wir begehren, oder wegzurennen vor dem, was Furcht erregt, haben wir darum eine dritte Option: stille zu stehen und zunächst mal in uns selber zu blicken, auf die Wünsche, die uns bewegen, und auf die Vorstellungen, die wir haben von der Welt. Dass wir dies können, hängt, was ich nun nicht weiter ausführen kann, mit unserer Sprachfähigkeit zusammen: denn nur durch dank unserer propositionalen Sprache können wir Dinge benennen, sie zum Gegenstand machen und uns jene Dinge ins Bewusstsein rufen, die gewesen sind und die in Zukunft sein könnten. Mit der Sprache sind wir auf Abstand zur Welt und auch zu uns selbst. Sie erlaubt uns, dass wir uns selbst zum Gegenstand machen können.**

**Bei dieser Rückwendung auf uns selbst – Reflexion heisst das dafür übliche Wort – kann es aber nicht bleiben. Wir sind herausgefordert, Stellung zu nehmen gegenüber dem, was wir an uns selbst feststellen: gegenüber dem, was wir wahr zu machen wünschen, und dem, was wir für wahr halten. Ich kann mich fragen: Ist der Wunsch, der mich gerade bewegt, tatsächlich auch wichtig genug, verfolgt zu werden? Gefährde ich damit nicht die Befriedigung anderer Wünsche, die mir vielleicht wichtiger sind? Oder: Ist das Objekt meiner Begierde tatsächlich auch begehrenswert? Wird es halten, was es verspricht? Oder: Ist das Darauf-Losrennen wirklich der richtige Weg? Liesse sich auf anderem Weg, auf Umwegen vielleicht, nicht**

**weit mehr erreichen? Und könnte ich auf solchen Umwegen nicht auch noch andere Wünsche befriedigen?**

**Sind diese Überlegungen einmal in Gang gesetzt, stehe ich vor dem nächsten Problem: Wie kann ich sie wieder beenden? Denn beenden muss ich sie, wenn ich wieder zurückkehren will auf die Ebene des Handelns. Aber wie setze ich Überlegungen ein Ende? Die Weise, in der wir das tun, nennen wir Entschluss oder Entscheidung: Ich muss sagen, was ich nun will. Welchem Wunsch will ich folgen, welche Annahmen über die Welt will ich treffen und welchen Weg zur Befriedigung meines Wunsches will ich wählen. Und so entscheide ich mich denn. Ich entscheide mich – um dies am üblichen Trivialbeispiel zu illustrieren -, meinem Wunsch nach einem Spaziergang nachzukommen, da ich aber glaube, dass es bald regnen wird, nehme ich meinen Schirm mit, von dem ich annehme, dass er mich vor dem Regen schützen wird. Mit dieser Entscheidung übernehme ich die Verantwortung für das, was mich bewegt und was mich leitet: Die Wünsche, die ich zur Befriedigung freigebe, werden zu Motiven meines Handelns, die Überzeugungen, denen ich meine Zustimmung gebe, werden zu Handlungsgründen. Das für mich Wichtige – gemäss diesem Entscheidungsmodell -, ist die Handlung, die meine Wünsche am besten zu befriedigen verspricht.**

**Seine Wünsche oder zumindest möglichst viele seiner Wünsche befriedigen zu können, ist denn auch das höchste Streben eines wünschenden und begehrenden Wesens. Der Zustand, in dem dieses Ziel erreicht wäre, ist – so hat es übrigens auch Kant definiert - Inbegriff seines Glücks. Ich will darum alles, was uns zur Erreichung dieses Ziel wichtig wird, als das Wichtige im Sinne der Glücksmaximierung bezeichnen.**

**Evolutionsgeschichtlich sind die hier erwähnten mentalen Prozesse – Reflexion, Überlegung, Entscheidung – für uns Menschen von entscheidender Bedeutung. Sie sind, wenn man so will, die Kompensation für die auf den ersten Blick wenig erbauliche biologische Verfassung des Menschen, die Herder veranlasst hat, vom Menschen als Mängelwesen zu sprechen: Der Mensch ist das Wesen, dem alles Wesentliche fehlt und das sich darum auf nichts schon verlassen kann, nicht auf eingespielte Instinkte, auf angeborene Fähigkeiten, auf eingebaute genetische Programme und auf ein automatisch der Umwelt angepasstes Verhalten. Menschen können darum von Natur nichts schon aus sich selbst. Um leben und überleben zu können, müssen sie diese ihre Mängel kompensieren - indem sie etwas anderes stattdessen tun, z.B. Sprache und Wissenschaft und Kunst erfinden, symbolische und künstliche Welten schaffen, in denen sie sich bewegen und von denen sie sich leiten lassen können. Statt jeweils den direkten, ungebremsten Weg vom Reiz zur Reaktion, vom Trieb zu seiner unmittelbaren Befriedigung zu gehen, baut der Mensch darum Verzögerungen ein, Handlungshemmungen, Warte- und Reflexionsschlaufen, Umwege jeglicher Art. Wir verkriechen uns nicht einfach in Höhlen, sondern bauen Häuser und Paläste. Wir schlingen nicht einfach gierig herunter, was sich gerade bietet, sondern wir speisen oder zelebrieren gar ein Mahl. Wir erfinden nicht nur Werkzeuge und Geräte, sondern wir verzieren sie auch mit Ornamenten, wir kopulieren nicht bloss, sondern ergeben uns der Kunst des Liebens - manchmal. Je umwegiger Menschen in ihrer Kompensationsarbeit verfahren, desto humaner, menschlicher erscheinen sie uns, wobei bei all zu viel Umwegigkeit paradoxerweise als neue Raffinesse wieder der Weg über das Einfache, Schlichte und Gradlinige der faszinierendste sein kann.**

**Inbegriff all dieses Umwegigen ist das, was wir Kultur nennen. Und mit der Kultur multiplizieren sich die Möglichkeiten des für uns Wichtigen. Es werden Wünsche geweckt, die wir von Natur gar nicht haben können: wir entwickeln die Wissenschaft als Weg, Erkenntnisse zu gewinnen über uns und die Welt, wir entdecken immer neue Wege zur Befriedigung unserer Wünsche – Stichwort: technologischer Fortschritt -, und wir stellen immer höhere Ansprüche an die ästhetische und soziale Gestaltung der kulturellen Welt – und nicht zuletzt, an uns selbst.**

**Damit sind wir, wie Sie merken, nun schon in der zweiten, von mir angekündigten Etappe angelangt: Was uns wichtig ist, bestimmt unsere Kultur.**

**Mit den kulturellen Ansprüchen einher geht eine Verwandlung des wünschenden und begehrenden Menschen, die drastischer nicht sein könnte: was sich herausbilden kann, ist ein neues Grundmotiv: das Bestreben, den Ansprüchen, vor die man sich gestellt sieht, so gut wie möglich nachzukommen, und das heisst schlicht: das, was man macht, gut und morgen womöglich noch besser zu machen: gut zu sein im Kochen, gut im Laufen, gut als Künstlerin, als Bürgerin- oder Bürger, gut als Mitmensch, gut als Mensch - gut also in den verschiedensten Hinsichten, funktional gut, sozial gut, ästhetisch oder moralisch gut. Wichtig wird für uns nun, was diesem Guten dient, was effektiv und auf effiziente Weise zum angestrebten Ziel führt. Es ist das Wichtige im Sinne des *zweckhaft Guten*. Da es uns als Anspruch, als Forderung entgegentritt, kann man es auch als das *normativ* Wichtige bezeichnen. Sofern es nur aufkommen kann im Rahmen der mich umgebenden Kultur, ist es das *kulturell* Wichtige.**

**Nur, was heisst das, die Forderungen des zweckhaft Guten treten mir entgegen? Woher kommen sie, wer oder was sagt mir, was dieses Gute ist? Es ist, als wären diese Forderungen oder Ansprüche gleichsam eingeschrieben in die Aufgaben, Tätigkeiten und Praktiken, in die wir involviert sind. Dies zeigt sich exemplarisch schon bei einfachsten Beispielen. Wer z.B. verreisen will, für den ist es wichtig, ob er schon vor der Abreise Geld und Ausweise eingesteckt und seine Koffer richtig gepackt hat. Es gibt eine Logik des Verreisens, und diese diktiert die einzelnen Schritte, die zu tun sind, wenn das Unternehmen zum Ziel führen und nicht von vornherein scheitern soll. Gut ist, was den Anforderungen entspricht, welche die gewählte Aktivität an uns stellt, falsch, was zweckwidrig, retardierend oder hinderlich ist. Es ist, als ginge gleichsam ein Ruf aus von den Dingen, die von uns besorgt sein wollen – wie im Märchen von der Frau Holle, wo die Brötchen selber danach rufen, aus dem Ofen geholt zu werden, und wo die Äpfel selber gepflückt sein wollen. Und die Metapher vom „Ruf“ ist nicht ganz verfehlt. Der Ruf ist in der Tat auch da, als der Ruf von Seiten jener, für die diese Dinge wichtig sind und die ein Interesse daran haben, dass wir sie so tun, wie sie zu tun sind: nicht nur irgendwie, sondern gut, ihrer Logik und ihrer Idee gemäss. Es kann ein aktueller Zuruf sein von Seiten jener, mit denen ich hier und jetzt interagiere, es kann aber auch ein Nachklang jener Zurufe sein, die ich im Verlauf meiner Sozialisation schon mal gehört habe oder die medial – über Lehrer, Filme, Bücher – mir zugekommen sind. Und schliesslich haben wir ja mit der Schule eine der mächtigsten Institutionen unserer Gesellschaft eigens zu dem Zweck geschaffen, der nachrückenden Generation diesen Ruf auch hörbar zu machen und sie zu befähigen, jene kulturellen Tätigkeiten ausüben zu können, die gesellschaftlich erwünscht sind. Eine**

**Zwangsmassnahme zwar, die aber abgemildert wird durch ein gutes treibendes Motiv auf Seiten der zu Erziehenden: Lob und Anerkennung zu finden bei denen, an deren Anerkennung ihnen liegt und deren Urteil sie fürchten.**

### **These 3: Das ethisch Gute als Gegenpol zur Glücksmaximierung**

**Unsere Überlegungen verändern sich grundlegend, wo immer die Idee des kulturell Wichtigen in sie einzudringen beginnt, habe ich gesagt. Aber ist dies wirklich wahr? Es stimmt sicher insofern, als Kultur die Möglichkeiten, Dinge zu tun, vertausendfacht und mit diesen Möglichkeiten auch unsere Wünsche und Bedürfnisse. Aber sind diese Wünsche tatsächlich so sehr verschieden von jenen, die wir als biologische Wesen schon mitbringen? Ist das Bestreben, das, was wir tun, auch gut zu tun, nicht einfach ein Wunsch mehr im Haushalt unserer Wünsche und darum demselben Kalkül der Glücksmaximierung unterworfen wie alle andern Wünsche auch? Wenn mein Wunsch, ein guter Lehrer zu sein und mich der Korrekturen der Aufsätze anzunehmen, die ich bis morgen zu erledigen hätte, mit meinem Wunsch kollidiert, mir einen vergnüglichen Nachmittag mit meiner Freundin zu machen, werde ich dann diese zwei Wünsche nicht ebenso gegeneinander abwägen in Bezug auf die Befriedigung, die sie mir verschaffen würden, wie ich auch alle andern Wünsche gegeneinander abzuwägen habe? Wo ist denn der Unterschied? So besehen scheint es in der Tat – keinen zu geben. Was immer ich am Ende tue, es ist nur bedingt wichtig – wichtig unter der Bedingung, dass es der Maximierung meines vermeintlichen Glücks nicht im Wege steht.**

**Aber ist dies das letzte Wort? Es ist es nicht, sofern wir den Glauben daran nicht aufgeben, dass wir noch in eine andere Dimension hineinreichen als in die der Kultur und, dass es für uns auch noch etwas anderes geben kann als glücksmaximierungs-bedingte Handlungen – solche nämlich, die wir für unbedingt ansehen. Wenn es für einen Menschen Unbedingtes gibt, ist alles verändert. Er hat nun Wünsche, die er nicht – wie alle andern – einfach haben oder nicht haben kann. Es sind Wünsche, die sich ihm aufdrängen mit innerer Notwendigkeit, von denen er weiss, dass er ihnen zu folgen hat – auch dann, wenn sein vermeintliches Glück auf dem Spiel steht. Dies mag reichlich mystisch klingen.**

**Ich versuche es mit einem Beispiel. Sie sitzen in einer langfädigen Kollegiumskonferenz, von der sie sich sehnlichst wünschen, dass sie nur bald zu Ende gehen möge, auf der andern Seite hätten Sie gerne noch etwas Ihnen Wichtiges gesagt. Um die Diskussion nicht noch mehr zu verlängern, schweigen Sie. Sie wägen die beiden (durchaus legitimen) Wünsche gegeneinander ab, und da sich in der gegebenen Situation nicht beide erfüllen lassen, folgen Sie ihrem stärksten Wunsch – bald nach Hause zu kommen. Nehmen wir nun aber an, Sie kämen zu dem Eingeständnis, dass Ihre Bereitschaft, auf das Votum zu verzichten, einem ganz andern Motiv entspringt. Gefordert wäre eine Stellungnahme in einer moralisch wichtigen Angelegenheit – der ungerechtfertigten Entlassung eines Kollegen z.B. Sie aber schweigen, um nicht den Zorn des Rektors herauszufordern? ‚Was mich antreibt‘, müssten Sie sich sagen, ‚ist nichts anderes als Feigheit. Und wenn ich mich ernst nehmen und wirklich die Verantwortung für mich selbst übernehmen will, muss ich sprechen.‘**

**Der feige Wunsch, ungeschoren davon zu kommen, ist für Sie kein berechtigter Wunsch, keiner, mit dem Sie sich identifizieren können und dem Sie die Macht über ihr Handeln geben dürfen. Er darf darum gar nicht erst in ein Kalkül eingehen und gegen den andern Wunsch, offen auszusprechen, was Sie denken, abgewogen werden. Er hat nicht einfach weniger Gewicht, er hat überhaupt kein Gewicht. Sie müssten sich, wenn Sie ihm Folge leisten, selbst verachten, Sie müssten sich vor sich selbst schämen (und überdies, da es um eine moralische Frage geht, auch noch schuldig fühlen). Und dies nicht nur hier und jetzt, in dieser Konferenz, sondern überall, in jeder Situation, in der sich diese Neigung zur Feigheit wieder zeigen sollte. Aber noch besser wäre es, sie zeigte sich überhaupt nie mehr. Es ist ein Wunsch, den Sie lieber gar nicht haben möchten. Sie werden darum auch alle Anstrengungen unternehmen, ihn zu bekämpfen. Vielleicht werden Sie sich dazu sogar besondere Fähigkeiten oder Techniken aneignen und an sich selbst, wie man so sagt, arbeiten müssen. Den gegenteiligen Wunsch dagegen, den Wunsch tapfer zu sein, werden Sie um jeden Preis aufrecht zu halten versuchen, er soll Ihren Willen auf Dauer bestimmen, zu einem Teil Ihrer selbst werden, Ihnen Halt geben gegen alle gegenteiligen Neigungen und Abneigungen. Er ist darum mehr als ein blosser Wunsch, er ist eine bewusste und willentliche Stellungnahme gegenüber Ihren Wünschen, eine innere Ausrichtung in Bezug auf die Wünsche, von denen Sie bestimmt sein wollen. Für solche Willensrichtungen oder Haltungen gibt es alte Namen: Man spricht von Tugenden und von Idealen. Sie spannen jenen Bereich des normativ Wichtigen auf, den man in der Philosophie heute als den des Ethischen bezeichnet. Im Ethischen geht es um die Frage: Wer oder was will ich selber sein? Was gehört mit derselben Notwendigkeit zu mir, wie es zu einem Dreieck gehört, dass es eine Winkelsumme von  $180^\circ$  aufzuweisen**

**hat? Dieses Notwendige grenzt alles aus, was ihm entgegenstehen könnte, insbesondere die Anteile in mir, von denen ich nicht beherrscht sein will. Es eröffnet die Spannung zwischen meinem besseren und meinem schlechteren Selbst.**

**Wir sind in meinem Vortrag, Sie merken es, in die angesagte dritte Etappe gelangt: zum Menschen als geistiges Wesen**

**Symptomatisch für die Sprache des Ethischen ist das Entweder-Oder, das Dichotomische. Wörter wie „würdig“ / „unwürdig“, „edelmütig“ / „niederträchtig“, „oberflächlich“/„tief“, „ehrenhaft“/„unehrenhaft“, „feig“ /„tapfer“ usw. gehören zu dem Vokabular, mit dem wir solche dichotomische Bewertungen von Handlungen, Motiven oder gar von Personen selbst zum Ausdruck bringen: eine Bewertung, die der Scheidelinie entlang geht von gut oder schlecht in einem andern als bloss funktionalen Sinn. Wer diese Ausdrücke zustimmend gebraucht, für den sind sie mit spezifische Emotionen verbunden: Gefühle der Achtung oder Hochachtung, der Bewunderung und Wertschätzung oder gar der Liebe bei den Dingen, die er gut nennt, und die gegenteiligen Gefühle der Verachtung, Geringschätzung oder gar des Hasses bei jenen Dingen, die er schlecht nennt. Was heisst das für uns, in unserem Zusammenhang?**

**Wo Tugenden und Ideale im Spiel sind, sind auch Rangordnungen da, Unterschiede zwischen höher und tiefer, an denen gemessen werden kann, wo man selber steht: in Bezug auf das, was wir tapfer nennen oder gerecht oder fromm oder was immer. Tugenden und Ideale sind die Orientierungspunkte, die uns die Richtungen weisen in der Führung unseres Lebens: auf das Bessere und auf das Höhere hin. Sie erfüllen damit**

**die im Zusammenhang mit der Frage des Wichtigen entscheidende Funktion: Sie geben vor, was wirklich wichtig ist – was uns wichtig sein soll. Nicht wichtig bloss insoweit und insofern, als es zufälligerweise Gegenstand einer Neigung oder eines (vorübergehenden) Wunsches ist, nicht wichtig darum, weil es anderen, von denen ich abhängen, wichtig erscheint, und mir darum Vorteile bringt, sondern unbedingt wichtig, an sich und in sich selbst wichtig, wichtig, so müssten wir sagen, auch für jene, die dazu keine – oder zunächst noch keine - Neigung zeigen. Ein Leben, in dem jede solche ideale Orientierung fehlte, wäre in unseren Augen kein menschliches Leben mehr. Camus' Satz „Rien, rien n'avait d'importance“ bekommt hier plötzlich eine neue Bedeutung: als Ausdruck der verzweifelten Stimmungslage eines Menschen, für den es nichts Unbedingtes gibt in seinem Leben.**

**Doch woher soll dieses Unbedingte kommen? Wie können wir es erkennen? Wenn es eine schlichte Gegebenheit wäre, müssten wir es uns ebenso zugänglich machen können wie andere Gegenstände in der Welt. Doch es kann keine Gegebenheit sein – irgendwo draussen in der Welt. Denn dort ist alles bedingt, bedingt durch etwas anderes, und auch dieses andere ist wiederum bedingt durch anderes und auf Grund eines anderen usw. Objektiv feststellbar ist bloss, dass es Menschen gibt und gegeben hat, die daran glauben oder geglaubt haben, dass es Unbedingtes gibt, und die diesen Glauben nicht nur bekundet haben, sondern in ihrem Leben auch zum Ausdruck zu bringen versuchten. Aber was folgt aus diesem Faktum für meinen eigenen Glauben? So wenig wie aus jedem anderen Faktum dieser Welt – nämlich nichts. Und dennoch könnte es sein, dass das, was für jene anderen, die mir etwas bedeuten, zum absoluten Anspruch geworden ist, auch für mich als Anspruch fühlbar werden kann – und sei es auch nur**

**als der Ruf der Äpfel, die gepflückt sein wollen wie im Märchen der Frau Holle. Vielleicht versteht dies aber nur, wer für einen solchen Ruf ein Ohr hat und ihn schon zu hören vermochte. Bestimmt haben Sie ihn auch schon gehört, diesen Ruf.**

**Dazu ein kleines Experiment. Versuchen Sie sich zu erinnern, ob es nicht Momente oder Phasen in Ihrer Schulzeit – z.B. an einem Stück Lehrkunst – oder spätestens dann in Ihrem Studium gegeben hat - z.B. durch Partizipation an der Forschung Ihrer Professorin oder anlässlich Ihrer eigenen wissenschaftlichen Arbeit - , in denen Ihnen deutlicher geworden ist als je zuvor, was es heisst, sich der Wissenschaft zu verschreiben: Mit Verwunderung vor offenen Fragen zu stehen, auf die es noch keine Antworten gibt – und nun, getrieben von dem unbedingten Willen, diesen Fragen auf den Grund zu gehen, Hypothesen zu entwickeln und sich – zu deren Verifikation oder Falsifikation - hartnäckig den methodischen Anstrengungen und Ansprüchen zu unterwerfen, die Ihnen Ihre Disziplin abverlangt: durch entsprechende Zurichtung der Realität im Experiment, durch Informationsbeschaffung und Dateninterpretation, Textexegese oder wie auch immer. Dies alles im klaren Bewusstsein, dass es keine professorale Autorität und kein Lehrbuch gibt, die Ihnen sagen könnten, ob das, was Sie gefunden zu haben glauben, auch die richtige Antwort sei, dass sich darum ein jeder selber, einsam und auf sich selbst gestellt, zu einem Urteil durchringen muss und sich nur auf eine Art Gewissheit über die Richtigkeit seines Urteils verschaffen kann – indem er Untersuchung und Untersuchungsergebnisse andern mitteilt, sie öffentlich macht und zusieht, ob sie bei den anderen, die sich wie er selber der Wissenschaft verschrieben haben, auf Widerspruch oder Zustimmung stossen. Und wenn er dabei der Versuchung widersteht, Kritik einfach abzuweisen,**

**sondern dankbar ist für jeden Einwand und jedes Gegenargument, das ihm hilft, sein eigenes Urteil erneut zu überprüfen und allenfalls zu modifizieren oder gar zurückzunehmen.**

**Wenn Ihnen Solches oder Ähnliches widerfahren ist, dann sind Sie in Berührung gekommen mit etwas Unbedingtem, dem unbedingten Anspruch nämlich, unter dem alles wissenschaftliche Forschen steht: wissen zu wollen, was man wissen kann. Dieser Anspruch ist auf völlig andere Art da als alle Gegenstände in der Welt: Er ist nur da, wenn er von Ihnen Besitz ergriffen und Sie von Innen heraus verwandelt hat, wenn er sie erfüllt als das für Sie nun unbedingt Wichtige. Auf der andern Seite aber ist der Anspruch im Grunde doch schon da: er spricht aus allem, was wir in der Wissenschaft gross nennen, und das uns sichtbar werden kann durch die Wissenschaftler, die dieses Grosse hervorgebracht haben und die selber überzeugen durch Ihre Grösse. Aber diese ihre Grösse besteht allein darin, dass auch sie sich – kompromissloser, leidenschaftlicher, bewusster als alle andern - selber dem unbedingten Anspruch gestellt haben, der uns und alle, die diesem Anspruch folgen, vereint und doch über alle hinausweist. Nicht diesen Grossen als empirischen Personen folgen wir darum (denn diese sind Menschen wie wir und können sich irren und schwach werden wie wir), sondern dem Besten in ihnen. Dieses alle beflügelnde und über alle hinausweisende Beste hat durch Plato einen Namen bekommen: es ist die Idee. In unserem Fall die Idee der Wissenschaft (mit Platon müssten wir sagen: die Idee der Wahrheit).**

**Die Idee der Wahrheit ist, wie wir wissen, nicht die einzige Idee im Ideenhimmel Platons. Neben die Idee der Wahrheit stellt Platon die Idee des Guten und die Idee des Schönen. Die Idee des Guten, das ist der**

**unbedingte moralische Anspruch, dem wir im Beispiel der Lehrerkonferenz schon begegnet sind und dessen Wesen uns unter allen Philosophen Kant am besten erhellt hat. Die Wirkung der Idee des Schönen können wir erfahren an dem individuell Schönen, das uns in Atem hält und gefangen nimmt, sei es die Schönheit der Natur oder die eines Kunstwerks: dieser unbedingte, uns umwerfende Anspruch, den Rilke angesichts des archaischen Torso des Apoll sagen lässt: “Du muss dein Leben ändern“.**

**Sind es vielleicht diese Ideen, die Sie, meine Damen und Herren von der Lehrkustdidaktik, bewusst oder unbewusst leiten bei Ihrer Suche nach den Sternstunden der Menschheit, die Sie bei Ihren Schülerinnen und Schülern zum Leuchten bringen wollen? Sind es diese Ideen, die Ihnen den Massstab geben für das, was Ihnen gross erscheint – und das Sie – so völlig unpassend - das kulturell Passende nennen? Aber wenn es dies ist, worauf es Ihnen ankommt, werden Sie vor einer Grenze stehen, vor die alle Didaktik, auch die beste noch, sich gestellt sieht. Den Willen zum Unbedingten kann man einem anderen weder eingiessen noch einpflanzen, weder erzwingen noch planmässig erzeugen - er beruht auf Freiheit und kann nur in Freiheit ergriffen werden. Dass dieser Freiheitsakt überhaupt erfolgt, ist so rätselhaft wie das Unbedingte selbst. Etwas erhellen können wir ihn nur, wenn wir uns das Gefühl vergegenwärtigen, durch das uns Unbedingtes gewahr werden kann. Dieses Gefühl ist das des Staunens.**

**Staunen ist etwas anderes als Verwunderung, obwohl beides oft zusammengeworfen wird. Wir verwundern uns, wenn wir mit etwas konfrontiert sind, das uns nicht erklärlich ist, von dem wir nicht wissen, wie es möglich war oder möglich ist. Ein Zauberstück, ein Akt am Trapez zum Beispiel, oder ein Naturphänomen wie Faradays Kerze. Dies fordert**

**unseren Verstand heraus, setzt die Suche nach einer Erklärung in Gang, nach den Ursachen oder den Gründen. Mit der gefundenen Erklärung löst sich die Verwunderung auf. Man wundert sich nicht mehr, wenn man weiss, wie etwas funktioniert.**

**Ganz anders beim Staunen. Das Staunen gilt nicht dem einmaligen Ereignis, nicht dem, was geschieht, sondern dem Umstand, dass etwas überhaupt existiert. Wir staunen darüber, dass es eine solche Blume, einen solchen Käfer gibt, ein Bild wie das Selbstbildnis von Rembrandt, oder ein Mensch wie Sokrates oder Jesus. Es ist dasselbe Staunen wie das des Philosophen, der darüber staunt, dass die Welt existiert, dass es überhaupt etwas gibt und nicht nichts. Hier stehen wir nicht vor einem Unerklärbaren, das sich vielleicht doch noch einmal erklären liesse mit fortschreitender Wissenschaft, sondern vor dem, was jenseits aller Erklärungen liegt - vor dem Unbegreiflichen, dem durch nichts mehr Bedingten, dem Unbedingten, mit einem Wort. Das Staunen, im Gegensatz zur Verwunderung, hält darum an, wir staunen auch morgen noch, so wie wir heute staunen und wir werden immer weiter staunen, je mehr wir uns in den Gegenstand vertiefen, der uns zum Staunen gebracht hat. Wir kommen auch nicht umhin, das zu lieben, was uns zum Staunen bringt, es gut zu nennen, so wie es ist, und zu wollen, dass es für immer sei.**

**Dieser Unterschied zwischen dem Staunen und dem Sich-verwundern markiert noch einmal, von einer andern Seite, die Grenze der Lehrkunst-Didaktik: Was Sie didaktisch mit einem gelungenen Lehrstück erzeugen können, ist im besten Fall Verwunderung: Schülerinnen und Schüler stehen vor einem Rätsel, das zu lösen sie sich nun zur Aufgabe machen, ihren Verstand gebrauchend, verwundert über das Geschehene oder Gezeigte. Ist die Aufgabe gelöst, dann wissen sie, wie es zugeht oder wie es zugeht. Sie**

**haben nun zwar eine neue Einsicht gewonnen – im Sinne des kulturell Wichtigen etwas Neues hinzugewonnen -, aber sie können innerlich unberührt zu etwas anderem übergehen. Das nunmehr Verstandene allenfalls noch in einer Prüfung wieder geben. Die Verwunderung hat sich gelegt - schlimmstenfalls (bei genügend schlechtem Unterricht zwischen den Oasen der Lehrkustdidaktik) bis hin zum nächsten Lehrstück. Aber ob Ihre Schülerinnen und Schüler zum Staunen kommen – sei es irgendwo in der Schul-Wüste oder in den Oasen der Lehrkunst -, dies wissen die Götter. Unverhofft vielleicht und mit viel Glück. Darum kann ich Ihnen, wenn es Ihnen um das wirklich Wichtige geht, nur viel Glück wünschen, auch Sie Didaktik-Künstlerinnen und -Künstler werden es brauchen.**